

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Im Rebstock.

Von Julius Kreis.

Schon vor dem Krieg mußte der alte Freiherr mit seiner kleinen Kette knapp genug haushalten und das Leben hatte ihn, der wenig Anlage zum Wirtschaftler besaß, rasch gelehrt. Er warnte sich den Grollen für Straßenbahnfahrten und ging die weitesten Wege durch die Stadt. Er saß zu Mittag in einem beliebigen Vorstadtwirtshaus, sammelte die Zuckerrüben vom Nachmittagskaffee für seinen Junggefellenshaushalt und ließ sein Plättchen Papier, seinen alten Briefumschlag umfalten.

Darüber aber ähnte er sich — so oft es ams — eine gute Pflanze, fauchte an frühlingshaften, frohblauen Tagen, wenn alle Welt lachte, eine Blume für den Rock oder stellte sich ein oder das andere mal ein paar auserlesene schöne Reben auf seinen Tisch. Bisweilen — wenn er sah, wenn sich Kinder an einem Konditorienfenster die Nase breit drückten, bestellte er ein Tütchen Bonbons, eine Tafel Schokolade aus dem Laden und steckte sie den Kleinen voll Schmeißen über Freude zu.

Das waren so seine kleinen Ballionen, sein „Über die Schmeißen bauen“, wie er es bei sich nannte. Da machte dann andererseits einmal der Kleinen wieder enger geschnallt werden.

Eins freilich mochte er nicht missen: Seinen Abend in der kleinen, guten Weinstube „Zum Rebstock“. Des Abends wurde er aufgeräumt, am Tisch, zufriedener, beiterheit durchwärmt, wenn er sein fast-nächtliches Junggefellenshaus verließ und an seinem indifferenter, Rohr klang, aufrecht, wenn auch ein wenig freibildig und gemessen seinen Weg zum „Rebstock“ lenkte. Der alte Herr war immer voll Sorgfalt gekleidet, es war eine Sorgfalt, die peinlich darauf ausging, Weniges, Utmostendes, Angeordnetes auf zu tragen, voll Schöpfung zu bewahren und allerhand Vorina am Rock zu verbergen. Und doch brachten Reben im Knopfloch, ein kleines Tütchen, beste Gamachen über den Stiefeln etwas wie eine persönliche Eleganz in seine Kleidung.

Er mochte schon in den Sechzigern sein, aber der alte Baron trug den Kopf mit dem schmalen, rasierten und unendlich vieler Kanten zerfetzten Gesicht noch dolsgerade. Um die dünnen, herrlichen Lippen, über denen ein Silbergrauen, aufsteigendes Brangelbärdchen flammte, lag etwas wie Trost und leise Betrachtung, wenn er durch die Leute ging. Aber in den großen, merkwürdigen jungen Augen strahlte ein gutturalfröhliches Licht, eine heraldische Freude an der Welt, die gar nicht zu dem harten Mund passen wollte. Wenn ihm an Erinnerungen und Reben, die ihm denegierten, etwas zu wider war, dann hoben sich wohl in dem mehr oder Jörn die Lippen an seiner feinen, leise geröteten Raubsooelnahe und wackten und witterten einige Atemzüge lang.

Sein Weg in die Altstadt, wo der „Rebstock“ lag, brachte ihm immer wieder Unterhaltung und war ihm sein kleines Haus- und Welttheater, an dem seine Augen ihre Freude hatten. Da flanierten junge Stürbe, hübsche und elegante Frauen, verpöpte und verstaubte Altenreiter, behabige Kutter, junges ausgelassenes Volk an ihm vorbei, und diese Abendstunde war wie ein dummer, lustiger, freibildiger Jahrmarkt des Lebens, das er heraldisch liebte.

Im „Rebstock“ nahm ihm der alte Oberkellner Martin mit reißendvoller Vertraulichkeit überredet. Dort und Stod ab, der Freiherr ließ sich bezaubeln die knochigen Hände und verstaute sich dann an seinen dämmerigen Gähnen am Dien. Dann lanste er sich die dicke Weinlarte her und ams witternd die köstlichen Jahrgänge und Resonanzen durch — eine um die andere verfolgte sein schlanker, etwas alttrier Finger, dann klangte er die Karte zu und der Martin bekam den Auftrag „in einen Schoppen Wasser oder Bissler“. Sehr wohl, Herr Baron! Der alte Gannod nahm die beschriebene Bestellung mit Haltung und Gebärde eines kaiserlichen Mundstücken an. Vor seinem Schoppen lag dann der alte Herr zwei, drei Stunden, laugte wohl an seiner archen, schwarzen Zigarre und sah in das Kommen und Gehen, Lachen, Blaubern, Liebeln und Sehen der andern hinein.

Sin und wieder verplauderte er eine stille Bierstunde mit dem alten Martin über Wetter, Zeitläufte, vergangene Tage und Menschen, am liebsten über die Köstlichkeiten von Küche und Keller, als deren stehende Sachverständigen sich die beiden alten Knaben auswiesen. — Dann, um die sechste Abendstunde herum, bealich er mit effischen Nadeln seine beweidene Sehe und lenzte ein Trinkseld bei, das nicht geringer war als das eines selten Sebers. Der Martin sollte an ihm nicht zu kurz kommen.

Bisweilen aber, nach Wochen beschelbenen Schöppelns, machte sich der alte Freiherr den Abend schlich, lnoia — zur großen Ballion. Da mochte ein strahlender Sonntag mit Nachtparade, Festmessen, Köstlichkeiten und Feuerwerk sein, oder eine gute Erinnerung an einen Tag aus vergangenen Jahren, an Freuden und Erlebnisse, ein erstes Starenpifflein in jählicher Frühjahrsluft — sein Geburtstag — Festtage! Besonders der Geburtstag war eine Angelenenheit von Stil. Am den Geburtstag mußte auf der Oberkellner Martin, Da wurde von den beiden alten Knaben mit Geduld und Wohl, roll feierlicher Stimmung und doch mit dem Ernst, den eine gute Sache braucht, ein auserlesenes kleines Wahl zusammengeleitet und nach langer Beratung und gewissenhaften, ams persönlichen Anregungen und „Tivo“ von Martins Seite der Wein bestimmt, etwa alter Rurander oder schwerer durriger Rheinwein. Am Schluß trug der alte Kellner sorgfältig eine Flasche Selt heran, wie ein geliebtes Kind und beietete sie mit väterlich zärtlicher Sorgfalt in den Kähler. Blumen standen auf dem Tisch und der alte Freiherr sah, ah und trant wie Gott in Frankreich.

Das war nun nach dem Krieg vorbei. — Nun war der Baron an die Stedag und seine ehemals so wachen frohen Augen lagen müde, tröt und verzärt in dem falsigen, einackunten Gesicht. Der alte Herr hungerte.

Von der kleinen Kette, die schon früher nur knapp ausreichte, konnte er nicht mehr leben. Er mußte Sild für Stid seiner Papiere verkaufen, um von halb zu halb Jahr Atem zu bekommen.

Er hatte vor den Kontoren der Geschäfte und Fabriken, der Verbände und Unternehmungen gewartet, um für die ätternde Hand Schreibarbeit zu finden. Man bedauerte überall, höflich — in der Zeit des Überflusses an jungen, gewandten und geübten Menschen — manchmal mitteilidg erlaunt. Man konnte ihn nicht brauchen. Die Kader ahnen über ihn weg. Ein kleiner listiger Kaderant allerhand dunkler Kosmetikas wollte den klangvollen Namen des alten Herrn für die Strma laufen. Der Freiherr ließ das Suchen und hungerte weiter.

Den „Rebstock“ hatte er trotz alledem noch nicht ganz aufgegeben. In wochenlangen Abständen kam er an seinen Ofentisch, von Martin herrlich begrüßt. Da sah er vor dem feuren Schoppen und schluckte ihn über Stunden weg langsam aus.

Im „Rebstock“ hatte sich auch manches verändert. Wohl war es noch die achselig schummernde Stube mit altem Sinn und Gehirz an den Wänden, aber es waren andere Menschen da.

Nun waren die Abende laut und lärmend und nicht mehr

von beidseitiger geduldiger Einfuhr. Der alte Martin hatte noch einen Gehilfen und beide mußten ausleben, anspruchsvollen Gärten das Beile aus Küche und Keller herzuhalten. Nun haben Leute hier, die schnell und viel Geld verdienen und es eben los werden wollten — Da kloß edelster Wein im Übermaß in Reben, die ihn nicht würdigen konnten, da lies er in die rote Kette, machte die Menschen witz, lachend, grölend, wedte da und dort das Tier, rik mühlidia zusammengeleitet Formen auseinander, kammte überflüssigen Betrug von den Menschen und machte Seide, Schmutz und feines Tuch an ihnen zur Lüge.

Der alte Freiherr war heute früh gekommen. Noch war die Weinstube fast leer von Gästen. Er sah an seinem Dienstplak und vor ihm stand ein Strank dunkler Rosen. Der Kellner Martin war der einzige gewesen, der des liebstesten Geburtstages gedacht hatte. Der Martin sollte ihn nicht verlassen und am Nachmittag kurrernd den schönsten Strauß vom Tisch der reichen Händler weggenommen und dem Alten hingestellt. Der Freiherr drückte Martin mit einem Auflegen in den alten guten Kinderagen die Hand, voll herzlicher Dankbarkeit und Freude, als der Kellner seinen Glückwunsch vorbrachte.

Der Alte fingierte ein Weilschen in der Weinlarte herum, da, wo die hübsigen Modellschoppen standen, dann klangte er mit einem Male die Karte zu. Aber sein Gesicht ging es wie Wetterleuchten. Martin, wir wollen heute doch einmal wieder einen anständigen Geburtstags haben! Der Stediger soll nicht trocken abgettet sein. Surs erste einmal den alten fünf- undneunziger Deidesheimer und dann ein kleines, feines Schlemmermädchen — Martin, was können Sie empfehlen? Und wie in früheren alten Tagen berieten sich die beiden Alten in allerhand Köstlichkeit und amsierten sich nach manderlei Sin und Der... D: Koralle Martin, Sie wissen schon, wie ich Sie haben will, und das Rebstock nicht zu sehr angestaut, nur so ein goldiger Schimmer drüber und lassen Sie dem Kählerpocher: eine kleine Dee Zitronenlart in die Tunte... nicht viel... Sie wissen Kon, Martin!... — Sehr wohl, Herr Baron!

Mit Sorgfalt und fleißvoller Anteilnahme klarte Martin Teller, Kasserollen, Vekeds zurecht, die Rosen auf dem Tisch aufhieten, im Licht der hellen Glühbirnen leuchtete blendend das weiße reine Linnen des Tischtuchs, blinzte und blinzte Geldirz, Silbergeschirr, kurrte wie schweres Sonnenlart im Kristallall der Gläser.

Der Freiherr tafelte. — Dann und wann kladte der alte Martin unmerklich einen Blick auf seinen Galt, darin war etwas wie Freude an alter feierlicher Art — lag aber auch Kummer, Traurigkeit.

Die Weinstube füllte st allmählich mit Gästen. Der Raum wurde lauter, bewackter. — Der junge Kellner trug das Geschirr vom Tisch des Freiherrn weg.

Nicht weit vom Ofentisch hatte sich mit überlautem Gelache eine Gesellschaft niedergelassen. Da sahen nun aufalawemnte, in leister Mode mühlam gewackte Kavaliere mit einem bemalten schmuckbildenden Frauenszimmer, deren kostbares Tuch und Gelack nicht zu den Geschältern und Manieren Rand. Sie wurden bald vom Wein und Litören freischend, widerlich.

Der alte Martin stellte ihnen mit angewidertem Gesicht, mit herausforderndem Wink die ehlen Jahrgänge auf den Tisch. Sie hatten darauf nicht acht. Ein junger etwa neunzehnjähriger Kerl mit verdorbenen brutellen Zügen konnte die kleine Johannisherrger nicht mehr meistern, die Klirre in Scherben unter den Tisch und der Wein nekte den Boden. Unter schrillen Gröhlen und Lachen zerbrachen die Beraulchen noch einige Gläser, das Tischstuch leuchtete sich.

Der alte Freiherr rante an seiner archen dunklen Zigarre. Er sah durch das Treiben um ihn herum wie durch Luft. Um seinen Mund lag der Zug der Betrachtung tiefer als sonst. — Er trant seinen aolgelben duffigen Wein, — das letzte Glas schneller als die andern, er hatte keine rechte Freude mehr daran. Es wurde mit einem Male trüb, schwer, ams um ihn.

Was hatte er unter diesen Frähen zu suchen, was wollte er in dieser Welt, in der nun alle Feiertage verschwunden, zertrampelt, verdorrt war? Er konnte Rausch und Frase seiner Umgebung nun nicht mehr erragen. — Er rief den alten Martin zur Abrechnung. Seit Jahren war seine Sehe nicht mehr so groß gewesen. — Voll Unruhe drängte er weg. Der alte Freiherr sah dem Kellner die Hand am Abschied. — Müde und traurig ams er durch nuchlich nebellige Straßen heim. Einen kurzen Augenblick dachte er daran, daß morgen Niets, Licht, Schumacher, all-ahnd Krimstrams zu zahlen war, er wollte heute noch ausleben, daß es bereistläge.

Am frühen Vormittag fand die Hauswirtin den alten Freiherr tot am Schreibtisch liegen. Die Rechte hielt noch die kleine Bihole mit harten knochigen Fingern. Das Gesicht war zur Brust geneigt.

Das Benige, was von seinem Besitz übrig blieb, war in einem kurzen Testament dem Oberkellner Martin Kraunweiler vom „Rebstock“ hinterlassen.

Auf dem Dorfkirchhof.

Von Gatti Allen.

Vorn, nur wenige Schritte von der breiten Waldromenade entfernt, hlawwärts fast bis zum Meere hinabgehend, träumt, unbeachtet von dem großen vorbeistühenden Strom der Soasiergänger, einam der kleine Dorfkirchhof. Fast keinem von all den tausenden Badegästen, die alljährlich hier Erholung oder Zerkürung suchen, kommt es in den Sinn, diesen winzigen, frickereellen Flecken ein wenig Zeit, einige nachdenkliche Augenblicke zu widmen. Und ist ein wenig Einfuhr in unser inneres Selbst in unser tiefstes, ur-eigenes Sein nicht reichere Gewinn und reinerer Genuss, als das gedankenlose Mitgehen auf ausgetretenen Wegen der Allgaltigkeit und der vorgeschriebenen Zerkürungen?

Abseits vom Wege! Es sind immer die schlechtesten, rie die uninteressantesten Leute, denen man da begegnet: Denkmern, Dichtern, vielleicht auch Sonderlingen, Ungläubigen und Einlumen — kellen den Satten, Zufriedenen oder Gleichgültigen. Und wenn sich zwei auf derart einlumen Pladen Laganen so fühlen sie wohl, daß irgend ein stilles Verleben, eine geheime Wahlverwandtschaft zwischen ihnen weht.

Und sonderbar, alljährlich wenn ich meinen verstellten Riehlingsplatz, dem Dorfkirchhof gegenüber, über ihn selbst wieder aufsuche, sind es dieselben Menschen, denen ich dort begegne. Oder ist es vielleicht nur die nämliche Menschennatur? Die leinende „Schwelter“ in Amtstracht mit dem leidenden Gesicht, der verträumte alte Herr mit den ferne stehenden Augen, ein malendes junges Mädchen — und das ist alles.

So klein ist die Zahl derer, die Sinn für Poesie und Kleinsein und einige Gedanken für die Unvergänglichkeit alles Irdischen übrig haben! So klein die Schar derer, die hier die Stürmischen Berle verlebend durchleben mögen:

Kein Ton der aufgeregten Zeit
Draun noch in diese Einlumenzeit

In dem feinen Dünensande schlummern wohl weiterbarte Seelente, harte, mutig: Geisler, die oft im Kampf mit den Elementen unterlagen, tröngie Nordlandcharaktere, die wenig Sinn und Ruhe für Poesie übrig hatten. Und hatten doch, wie auf vielen Grabsteinen betont wird, unter kuffenden Hügeln, in einem so stillen poetischen Winkel „der Auferstehung“ enlagen.

Kleeblüten umwackern ganze Reihen von Gräbern, erfüllen die Luft mit betäubendem Rauch. Rosen lassen ihre schweren Köpfe darüber hängen und langsam fallen Pindensblüten mit schwülem Duft zu Boden. Durch das Bulchwerk, in dem schlaftrunkene Bogellarte erwachen, leuchten nief-farbige Blumen. Die Sonne liegt prall auf dem weichen Dünensand, der Schatten der Bäume wirft phantastisches Gitterwerk darüber. Es ist so still, so weitenfern, daß man das Klagegeschlagen der vorüberziehenden Vögel und Insekten als Geräusch empfindet. In dieser verlonnensten aller Stunden, in träger Mittagslone, steigen längst vergangene Kindheitserinnerungen auf. Verwehtes Leid steigt lachte heran. Die vernarbte Wunden beginnen zu schmerzen. Bestimmte Töne durchklingen von neuem unsere Seele und Zehren umfluren unseren Bld. Man badert mit dem Schidial. Wes-kalb ich, weshalb, weshalb nicht jene anderen?

Da fällt der Bld auf ein stielich neues Grabmal, das ihm bisher entgangen war. Und ich lese bewegt:

Berlathend eine Wele.

Reich an unbefriedigter Sehnsucht.

Erbarre ich in Demut

Der archsten Offenbarung des Herrn!

Wer war er, jener Unbekannte, dem man selbst nach dem Tode noch Trost für seine unbefriedigte Sehnsucht schuldig zu sein alaubi? So ist es doch nicht nur das Los einzelner, ist es das Los vieler. Menschlich, unbefriedigt durch das Leben zu geben? Wenn wird Erfüllung seiner Sehnsucht, wenn Gewahr seiner Wünsche? Wer irzte nicht lachend, unaufhörlich lachend umher? Das Schidial enthronter Könige für die Menschheit geopferter Märtyrer, darüber Dichterkünste kommt mir in den Sinn das uralte Weh, das emie Entlagenmüssen der Menschheit. Alle erlitten es, alle, eine nicht endenwollende Schar. Wer bist du, einzelner, winziger Wurm, mit deinem kälischen Leid?

Und leiser werden die anlagenden Stimmen unseres Innern.

Bon fernher schritt das Geschrei spielender Kinder. Argendwoher die leuchtende Weile eines Wiener Baisers. Durch die Böden streit lachte der Wind und führt herben Salzwack mit sich. Unter rollen die Wellen gegen die Düne, in kurzer Auseinanderfolge in immer gleicher und doch immer wohlfeilerer Melodie des Meeres. Und man wendet sich wieder dem Leben und den Lebenden zu.

Ewige Treue oder die da in Sünde sterben.

Von Hanns Perch.

Reinzeile eines Szenariums zu einem Sittenfilm.

Personen:

Barald: 25 Jahre alt, modischer Überrod, bleiches Gesicht, mittelgroß.

Pizze: 20 Jahre alt, Horstrümpfe, Galschube (Schuhnummer 36½), schlant, zart, große Augen, Kälchenhut.

Ermold: 26 Jahre alt, modischer Überrod, etwas weiter wie der Baralds, Stihut und Kneifer, beste Gamachen (Erkennungssachen).

Sibill: 21 Jahre alt, graue Seidenstrümpfe, hohes Schuberl (Schuhnummer 37½), Flauschmantel, Jodeihut (Erkennungssachen).

Publikum.

Erstes Bild.

(Großstadttrabe, Abendstimmung, lelebt, Autos, Elektrische, Reflamessage am Himmel, Eingang eines großen Kaffeehauses, Drehlur, Bldrner, zur Rechten ein Briefkasten.)

(Barald acht wartend auf ab.)
Titel: Um 8 Uhr wollte meine angebetete Pizze kommen. (Barald wird ungeduldig, zündet sich eine Zigarette an, sieht die Uhr.)

Zweites Bild.

(Sibill kommt eilig von links, geht eine Weile wartend auf und ab, nimmt einen Brief aus ihrer Handtasche, liest.)
Titel (Briefform).

Geliebte!

Ich vergebe vor Sehnsucht nach Dir. Warte um 8 Uhr am Briefkasten an der bewussten Ede auf mich.

Dein ewig treuer Ermold.
(Tut den Brief in die Handtasche, geht wieder wartend auf und ab.)

Drittes Bild.

(Barald bemerkt Sibill, bleibt stehen und beobachtet sie. Sibill sieht Barald, bleibt ebenfalls stehen und beobachtet ihn. Tiefe Erregung in ihren Zügen.) (Nahaufnahme.)
Titel: Welch hübscher Mann.

Viertes Bild.

(Barald spricht Sibill an, redet lange auf sie ein, dann ver-lachend beide in der Drehlur des Kaffeehauses.)

Fünftes Bild.

(Pizze in größter Eile von rechts, erschreckt.)
Titel: Donnerwetter, jetzt habe ich mich verspätet. (Sieht traurig da.)

Sechstes Bild.

(Auto von links, hält an der Ede, Ermold in größter Eile aussteigend, sieht die Uhr, Auto nach rechts ab.)
Titel: Mein Gott, ich habe mich verspätet. (Bemerkt die trostlose Pizze.)

Siebentes Bild.

(Pizze sieht Ermold, der sie mitteilidg anblickt, tiefe Rührung in ihren Zügen.) (Nahaufnahme.)
Titel: Welch hübscher Mann.

Achtes Bild.

(Ermold spricht Pizze an, nach langem Jögern verschwindet sie mit ihm in der Drehlur des Kaffeehauses.) (Abblenden.)

Und so weiter.
Als Begleitmusik wird vorgeschlagen: Aus der Sunn-phen Operette „Bocaccio“: „Hab ich nur deine Liebe, die Treue brauch ich nicht“. Ferner der Walzer: „Quand l'amour meurt“, oder der March: „Lieschen, Lieschen, komm eis binden, bishen, bishen in die Viele...“ usw.

Gesellschaft und Mode

Sk. Der kurze Rod. Wenn die Mode wechselt, so pflegt man anzunehmen, daß es sich um eine Wandlung des Geschmacks handle. In Wahrheit bilden fast immer wirtschaftliche Gründe die Triebfeder. Eigentlich mühten von Jahr zu Jahr regelmäßig die langen und die kurzen Röcke wechseln; ist nämlich der Rod lang, so ist das für den Tuchfabrikanten vorteilhaft — für den Schuhfabrikanten und den Strumpfwerkler aber die kurzen Röcke von Vorteil. Darum mühte aus Gründen der Gerechtigkeit die Mode in dieser Hinsicht ständig wechseln. Tatsächlich haben die Schuh- und Strumpfindustrie der Einführung der kurzen Röcke sehr viel zu verdanken — ja, die Strumpfindustrie ist in dieser Zeit erst recht zur Blüte gelangt. Die Textildruckindustrie ist aber nicht damit zufrieden; auf ihr Betreiben ist wahrscheinlich in England und Frankreich der gegenwärtige Kampf gegen den kurzen Rod (man hat annehmend nichts Bisheriges zu tun) zurückzuführen. Sehr ernsthaft wird darüber gestritten, wieviel Zoll der Rod in der kommenden Saison hat vom Knieboden oder Waisler entfernt halten muß. Selbstverständlich kann man diesen Gegenstand von den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten, und es gibt wahrlich sehr wenige Wissenschaftler, die sich nicht mit dieser Frage beschäftigt haben. Jedenfalls liegt fest, daß sich diese wichtige Materie vom geschichtlichen, ästhetischen, moralischen, hygienischen, naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Standpunkt behandeln läßt. Wie nun aber dieser Kampf enden wird, ist nicht voraussagen; es wäre jedenfalls recht dauerhaft, wenn die Fortkämpfer des langen Rodes den Sieg davon tragen würden. Wir haben nicht gern die mit seinen Strümpfen, stiefeligen Ledschuhen und hohen Stiefeln bekleideten Hübe der Frauen und Mädchen wieder hinter fallenden, langen Röden verschwinden. Der lange Rod ist, sofern man nichts zu verderben hat, nach unserem Empfinden einfach eine *Geldmacheverrichtung*; wir wollen uns doch nicht einen ästhetischen Genuss rauben lassen, auf den wir nun schon ein Gewohnheitsrecht erworben haben. Um aber allen Teufen gerecht zu werden, möchte ich eine Art Doppelmode in Anregung bringen: Der kurze Rod für die jungen Mädchen und anmutigen Frauen, der lange Rod für die krummen Bedale, Frauen und Mädchen, die nicht in den Verdacht kommen wollen, auffällig stark von der Schönheitslinie abzuweichen, tragen also auch in der kommenden Saison kurze Röcke.

Die Wiederkehr der Ohrringe. Selten noch sind so verschiedenartige und vielseitige Haartrüben modern gewesen als heutzutage. Es gibt Suffirmen in Paris und London, die die Damenbürste in drei verschiedenen Größen vorrätig haben, ganz klein für Tuschköpfe, mittelgroß für Damen, die die normale glatte Frisur lieben, und für Amerikanerinnen besondere Großen, weil diese ihr Haar ganz breit und abliegend tragen. Zu diesen Frisuren gehören Rämme, Spangen und Schleifen, und im Zusammenhang mit dieser neuen Mode des Haartrübens kommen auch die Ohrringe immer mehr auf, die in der letzten Zeit nur noch von wenigen Damen getragen wurden. Die angenehme Wirkung des Ohrringes hängt davon ab, daß man die zu dem Gesicht passende Form wählt. Ein langes, schmales Gesicht verlangt runde Reihenoohrringe, die die Schärfe der Linien mildern, runde, volle Gesichtsausdrücke dagegen werden durch lang herabhängende Ohrringe glänzend beeinflusst. Bildete unregelmäßige Gesichter wirken am besten mit kleinen Ohrringen, die sich eng an das Ohr anlagern. Die glatte hochgewölbte Frisur, die das Ohr ganz oder zum Teil freiläßt, fordert gerade Ohrringe und dies ist besonders der Fall, wenn nur das Ohrschäppchen unter den Locken hervorragt und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich konzentriert.

Die Männer Güte kaufen. Süßliches Beobachtungsmaterial liefert der Inhaber eines großen Outlets in New York dem Biologen in den auf eine langjährige Erfahrung gestützten Bemerkungen, die er in einem New Yorker Blatt veröffentlicht. Die Mehrzahl der männlichen Kunden besitzt, wie er ausführt, den Laden in der Begleitung eines Freundes, in der Regel leitet der Kunde einen Hut auf, ohne den Spiegel zu Rate zu ziehen, und begnügt sich mit der an den anderen gerichteten Frage, ob er ihm gut liege; er entscheidet dann sich für den Kauf nach dem Urteil des Freundes. Wenn jedoch ein Mann in Begleitung seiner Gattin in den Laden kommt, so wird sich der erfahrene Verkäufer stets an diese wenden. So bezieht auch der Mann sein Maß, den Schein zu vermeiden, daß er unter dem Pantoffel leide, so leitet doch die Erfahrung, daß er nunmal unter zehn Fällen den Hut kauft, den die Gattin ausliefert. Es trifft freilich leider zu, daß erfahrungsgemäß die Frauen bei der Wahl eines Männerhutes den denkbar schlechtesten Geschmack an den Tag legen. Die armen Männer, die sich von ihren Ehefrauen beraten lassen, verlangen so gut wie stets den Hut mit einer Konföderation, die sie auf der Straße dem Spott der Vorübergehenden aussetzt. „Aber geschmacklos oder nicht“, schließt der Sachverständige seinen Artikel. „Die Frau leidet immer ihren Willen durch.“

Waden im Stil der Zeit des Direktors überraschen uns als letzte Neuheit für Herbst und Winter. Die fast verlorene Taillelinie scheint eine ganz neue Modernisierung annehmen zu wollen. Daneben gestaltet Frau Mode auch für den Winter nach die tiefste Gürtellinie, auf welche Weise aber die Farben von der bisherigen Farbenfreudigkeit ab. Man bevorzugt gedämpfte Töne und Farbtöne. Diese interessanten Tatsachen hat der bekannte „Repeto Mode-Jahrbuch“ (Band 1: Damenmode, Band 2: Jungmädchen- und Kinderkleidung), die mit 100 Tabellen eine Fülle von Anregungen für Herbst und Winter bringen und liefern enthalten. Besonders wertvoll sind die großen, doppelseitigen Schnittmusterbogen, die je 20 der wertvollsten Schnittmuster für die Selbstherstellung enthalten. „Repeto Mode-Jahrbuch“ sind überall erhältlich, wo nicht, wo man sich direkt an den Verlag Otto Beyer, Leipzig 3., Rathhausring 12.

Welt und Wissen

Transneptunische Planeten. Seit der Entdeckung des Neptun auf Grund der Uranusberechnungen Leverriers durch Galle im Jahre 1844 hat die Astronomie schon den Gedanken vertreten, auf dem gleichen Wege aus Störungen des Neptun durch noch sonnenfernere, unbekannte Planeten, deren Ort am Himmel gleichermaßen zu berechnen, um diese Körper dann aufzufinden zu können. Bis heute ist — wie bekannt — Neptun der äußerste Grenzwächter des Sonnensystems geblieben, d. h. die praktischen Versuche haben jedenfalls noch zu keiner „Entdeckung“ geführt. — Nichtsdestoweniger läuft der unbekannte transneptunische Planet, bzw. laufen mehrere solche unentdeckte Körper bereits auf von Rechenrücken verschiedener bekannter Astronomen. Wir wollen hier nur kurz die drei Wege skizzieren, welche solchen Berechnungen ihre Berechtigung geben. Grundlegend ist dabei immer der Gedanke, durch die mechanischen Wirkungen des unbekannten Planeten diesen selbst zu errechnen. Man kann dabei nun entweder auf die Störungen zurückgehen, welche der unbekannte im Laufe des Neptun oder des Uranus hervorbringt. Neptun liegt ihm näher, die Störungen werden daher stärker sein, da aber Neptun von uns ferner ist, ist uns seine Bahn nicht hinreichend scharf bekannt, scheint es nicht minder ausreicht die Störungen der Uranusbahn zu betrachten. Ein dritter Weg ist endlich in den Kometenfamilien gegeben. Wir müssen es der Zukunft überlassen, zu entscheiden, welcher erfolgreich ist.

Eine Tierkatastrophe der Urzeit. Gewaltige Tragödien des Unterraumes haben sich in jenen vorgeschichtlichen Zeiten abgespielt, in denen noch jene Tierwelt lebte, die uns heute

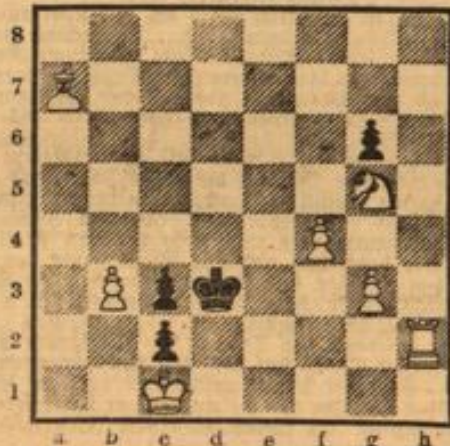
nur aus Fossilien wie ein phantastischer Traum entgegentritt. Um den Rätseln dieser Tierkatastrophen nachzuspüren, bedarf es neben wissenschaftlicher Gelehrsamkeit dichterischer Phantasie, und es muß schon ein gewaltiger Fortschritt sein, der uns diese Welt der Urzeit anschaulich vor Augen stellt. Der Wiener Professor Othenio Abel, der die Wissenschaft der Paläobiologie, der Lehre von der Lebensweise der prähistorischen Tiere bearbeitet hat, ist ein solcher genialer Geist, und in seinen bei G. Fischer in Jena erschienenen Lebensbildern aus der Tierwelt der Vorzeit hat er jene gewaltigen Tiere in den Rahmen ihrer Umwelt gestellt. Er erklärt hier so manches Geheimnis, das bisher noch die Fossilienfunde bergen, so auch die „Tragödie von Bitermi“. In dem roten Ton des Dries Bitermi in Afrika waren große Mengen von Knochen aus der Tierwelt gefunden worden und zwei Drittel dieser Fossilien gehörten dem Vorfahren unseres Pferdes, dem dreiseitigen Hipparion an. Die gleichfalls sehr häufigen Antilopen und Gazellen treten dagegen beträchtlich zurück. Nashörner und Schweine wurden nur an einzelnen Stellen in Massen gefunden. Mastodon und Dinosaurier gehören bereits zu den letzten Tieren. Die Aufzählung dieser Knochenreste ist nun von den Paläontologen verschiedentlich gedeutet worden. Man sah darin Fossilien von Raubtieren an den Ufern eines Flusses oder glaubte, daß die Tiere in einer Zeit langanhaltender Dürre verdurrt und ihre Reste von dem später einfließenden Gewässer zusammengeblasen worden seien. Aus dem Studium der sehr charakteristischen Knochenbrüche ist aber nun Abel das Rätsel. Derartige Brüche können nicht durch Bisse von Raubtieren erzeugt sein, sondern sie müssen durch Stürze aus großer Höhe entstanden sein. Die Brüche der Gliedmaßenknochen sind nur bei den in dem Bitermi vergrabenen Tieren, niemals aber bei den Raubtieren zu beobachten. Es kann sich danach nur um eine Brandkatastrophe handeln, die den Untergang von Tausenden von Tieren herbeiführte. Noch heute liegen Steppenbrände im afrikanischen Busch das ansehnlichste Bild in unheimlichen Rüdern zu den Bergflüssen oder Wasserläufen, wo sie Schutz zu finden hoffen, und die Banke, die große Herden von Haustieren zuweilen ergreift, ist wiederholt die Ursache des Unterganges wertvoller Viehbestände geworden. So flüchten die Rentierherden in Lappland, wenn sie von Wölfen angegriffen werden blindlings über Stock und Stein, flüchten die Herden der Kängurus hinunter und bleiben mit zerstückelten Gliedern liegen. Der Steppenbrand macht an den Ufern des Flußlaufes meistens Haß. Raubtiere und Käsefräßer finden aber dann an den in ganzen Haufen verendeten Tieren reiche Beute. Der Steppenbrand, der nach Zeiten langer Dürre durch einen Blitzschlag verursacht wird, erfährt dann seine Lösung durch die Wasserermengung eines Wolkenbruchs, und die nachfolgende Überschwemmung schwemmt die Leichenteile der herabgestürzten Tiere mit sich fort. Auf diese Weise mag das große Tiermassenarab von Bitermi entstanden sein: es erzählt uns von einer Katastrophe, wie sie sich wohl öfters in den Steppen der unteren Pleistozän abgepielt haben mag und noch heute in der afrikanischen Savanne auftritt.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedemeyer.

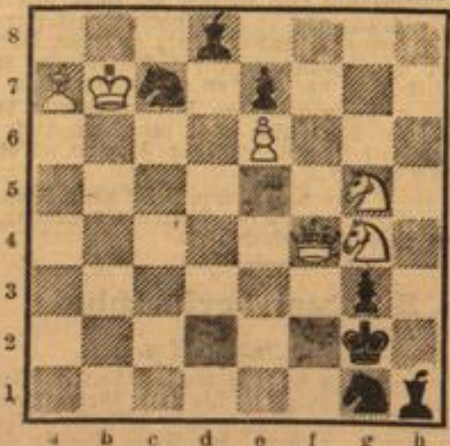
321. W. Reichert.



Matt in 4 Zügen.

Weiße: Kc1, Th2, La7, Sg5, Bb3, f4, g3; Schwarz: Kd3, Bc2, c3, g6.

322. Fr. Michels und W. Massmann.



Matt in 3 Zügen.

Weiße: Kb7, Df4, La7, Sg4, g1, Be6; Schwarz: Kg2, Ld8, h1, Sc7, g1, Be7, g3.

321. Eine nette, leichte Aufgabe, zur großen indischen Familie zählend, mit einem Anhang zur Eigenheit: der kritische Zug des Läufers muß wegen einer Pattgefahr in zwei Tempo zerlegt werden. — 322. „Ein reizendes Stückchen von großer Frische, das sicher den Beifall der Löser finden wird. Die Schwierigkeit ist gering. Da die vom Lh drohende Schachgefahr die Möglichkeiten stark beschneidet.“

Die Welt des Schachspielers.

„Mitten in unserem geschäftigen Getriebe, mitten in unsern Kämpfen und Hoffnungen, liegt eine verzauberte Welt, die Welt des Schachspielers. Scheinbar ein einfaches Spiel, ein Brettspiel, wie so viele andere, in Wirklichkeit aber ein grandioses Spiegelbild des menschlichen Strebens, eine ergreifende Symphonie der Leidenschaften, das Hohelied des Siegers: Kampf des Menschen mit dem Menschen, ohne Haß, in stolzer Ruh, sinnend und mit gleichen Waffen. — Schachspiel, du! — Kampf des Menschen mit dem Schicksal, mit des Zufalls blindem Ziel, dessen Rätsel du entschleierst! — Königspiel.“ (Dr. Tartakower.)

Neue Bücher

* Ernst Weiß: „Kahar“, Roman (Karl Wolff Verlag, München.) Unter den jüngeren Dichtern, die knapp und prägnant eine bis ins letzte gefüllte Fülle von Möglichkeiten zum Ausdruck bringen, wesentliche Klar und ohne Umschweife zu sagen wissen, ist Ernst Weiß einer der besten Vertreter. Seinen „Tiers in Ketten“ gibt er in „Kahar“ einen in sich abgeschlossenen zweiten Teil, der mit dem Schicksal einer Zigeunerin die Wiedergeburt der zum Leben geborenen erdgebundenen Kreatur schildert. Im schwülen Schatten tropischer Wälder lebt und leidet Olga Kahar, des Doppels, dessen gekrümmte Seele nach qualvoller Zerstörung des Körpers in die Unendlichkeit der Sphären eingeht.

* Einar Wittelsen: „John Dale“ (Gutenberg-Verlag, Berlin.) Einar Wittelsen, der als Polarforscher die Einsamkeit arktischer Landschaft, Entbehrungen und Gefahren an mannigfachen Abenteuer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, läßt hier seinem „Schamashat“ eine neue Erzählung aus Alaska folgen, die interessant und spannend voll mit Land und Menschen des nördlichsten Amerikas bekennt macht. Seelen, Wälfischfänger und Eskimos in ihren Sitten und Gebräuchen geben den sich abwechselnden Bildern in Schnee und Eis die eigentlichen Reflexe. John Dale, der Weiße, lebt einsam, aber zufrieden, in diesem Lande, das ihm nach jenseitiger Hastlosigkeit Zufriedenheit, wird selbst zum Eskimo, bis ihn das Goldfieber packt und die Sehnsucht nach der Kultur seiner Rasse. Er erlebt eine heftige Enttäuschung und kehrt zur Heimlichkeit zurück. Ein Abenteuerbuch, dem schillernde Innerlichkeit und erbebenwolle Menschenliebe noch eine besonders stimmungsvolle Note geben.

* Jugendbücherei des Safari-Verlages. Arthur Heger: „Safari der Kannibale“ (Safari-Verlag, G. m. b. H., Berlin.) Der allmähliche Entwicklungsengang des tierischen Krimens vom Kannibalen zum Menschen ist in passender Handlung meisterhaft aufgebaut. Feinste psychologische Beobachtung und das Wissen des Jägers schwingende tiefe Erleben des magischen Tropenlandes führen dem Leser Arthur Heger einen lebendigen Welt in der Tropenliteratur. Das Buch ist nicht nur für die Jugend, sondern auch für reifere Leser empfehlenswert. — Im gleichen Verlag erschienen: Rudolf de Haas: „Tiet Kieuwenhuizen“. Der Fledflügel der Kieuwenhuizen. 1. Band: „Tiet der Jäger“. In geschickter Weise bringt uns Rudolf de Haas durch diese wunderbaren Jagdbilder den späteren Fledflügel der Kieuwenhuizen menschenlich nahe und erklärt uns, wie es kam, daß der bestische General gerade diesen Varen als seinen Waidfänger und bewundernswürdigen Begleiter erwählte. — Anton Zantenbein: „Die Geheimnisse der Kanibale“. Die Geheimnisse einer Reise durch den geheimnisvollen Wüstengürtel schildert Anton Zantenbein aus eigener langjähriger Kenntnis des Landes in anschaulicher Weise. Die Gefahren des Dschungels, die furchterlichen Sandstürme, Kämpfe mit Eingeborenen und wilden Tieren werden dem Leser zum eigenen Erlebnis. — Marie Pauline Thordede: „Hauptling Kande“. Das Buch Marie Thordede läßt die Personen der Kampfschlacht wieder aufleben und schildert mit meisterhafter Schärfe das Leben und Treiben des Tiarasammes. Weit über den Rahmen einer faszinierenden Erzählung hinaus, zeigt uns das Buch, was fester Wille und Heimlichkeit im Kampf ums Dasein zu leisten vermögen.

Partie Nr. 133. Gespielt 1898 in Ischl.

Weiße: A. M.; Schwarz: Oskar Blumenthal.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. 0-0, d5; 5. c3 (d3!); Lg4; 6. Db3, Dd7; 7. Sg5, Sh6; 8. Sx7? Sx7; 9. Lx7+; Dxf1; 10. Dxb7, 0-0! 11. Dxc6, Lxf2+; 12. Khl, Dh5; 13. Dd5+, Kh8; 14. Txf2, Le1! Weiß gab auf.

Partie Nr. 134.

(Die kürzeste Partie im Londoner Meisterturnier.)

1911 war Rubinstein in San Sebastian, wo Capablanca Stern leuchtete in Europa auf, der einzige, der gegen den neuen Schachkönig gewinnen konnte. Und nun, 11 Jahre später, macht er gegen den Allgewaltigen noch unentschieden in einer Miniaturpartie von ergötzlicher Kürze. Sein Gegner machte das Remisangebot, um jede gefährliche Anstrengung, mit der das Schach verbunden ist, zu vermeiden.“ Nachfolgend die interessante Partie:

Weiße: Rubinstein; Schwarz: Capablanca.

1. d4, Sf6; 2. Sf3, d5; 3. Lf4, e6; 4. e3, Ld6; 5. Sbd2, Lx4; 6. exf4, c5; 7. dxc, Dc7; 8. g3, Dxc5; 9. Ld3, Sc6; 10. c3, 0-0; 11. 0-0, b5; 12. Se5, Lb7; 13. De2 — remis gegeben.

Briefkasten. Herrn F. T.: Besten Dank für Ihre interessante Mitteilung betreffs des jungen Fr. Ihre Lösungen sind rechtzeitig eingegangen, alles richtig. — Herrn A. L.: Ihre Lösungen alle richtig, nur in 314: 1. f4! (nicht f3). Wir begrüßen Sie gerne in der Löserunde.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Anagramm.

Aus den nachfolgenden 15 Silben:

ar, che, de, di, ge, klee, ma, me, neid, ner, no, rie, sa, sen, ta

sind 8 Wörter zu bilden. Durch Umstellen der Buchstaben sind alsdann 8 neue Wörter zu bilden. Wenn man diesen nun eine bestimmte Reihenfolge gibt, so nennen die Anfangsbuchstaben eine ideale Frauengestalt.

Quadraträtsel.

a	a	d	d
d	e	e	m
n	n	o	o
r	r	u	w

Nebenstehende Buchstaben sind in ein 4x4 Quadrat zu ordnen, daß die senk- und wagrecht laufenden Reihen gleichlautend sind. T.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 398:

Problem „Die Pyramide“: Nichts ist von Bestand auf Erden. — Kettenrätsel: Tischbein, Beinbruch, Bruchstück, Stückzahl, Zahlwort, Wortspiel, Spielzeug, Zeughaus, Hausrecht, Rechteck, Eckstein, Steinisch. — Scherzfrage: Sau ist der Positiv, Gurke der Komparativ, denn sie ist sauer und Kanonenkugel der Superlativ, denn sie saust.